

Andy
Merrifield

Die Weisheit der Esel



Ruhe
finden in
einer
chaotischen
Welt

 nymphenburger

Andy Merrifield

Die Weisheit der Esel

Ruhe finden in einer
chaotischen Welt

Aus dem Amerikanischen
von Ursula Bischoff

nymphenburger

Für Corinna

1

Ich kann nicht aufhören, an Schubert zu denken. Klavier-sonate Nr. 20. Sphärenmusik, die sich in meinem Gehirn einnistet, während ich in die Pedale trete, höher und höher hinauf, dem Himmel entgegen. Schuberts langsame, prä-zise, knappe Akkorde stimmen mit meinen eigenen knapp bemessenen Bewegungen und den tiefen, nach Luft rin-genden Atemzügen überein. Ich lausche der Kraft spen-denden Musik, auch ohne Radio. Die düsteren Klänge wirken erstaunlich aufmunternd in der Nachmittagssonne. Ich bin unweit meines Hauses in der Auvergne mit dem Fahrrad unterwegs und erklimme einen hohen Bergpass. Ich fahre am liebsten, wenn es noch nicht zu kalt ist, kurz bevor der erste Schnee kommt. Die schmale Schotterpiste schraubt sich stetig nach oben, durch winzige Weiler mit Bauernhäu- sern aus Naturstein, leer stehenden Scheunen, gelegentlich einem dro- henden Hofhund und gackernden Hühnern: Le Chambon, Le Bancillon, Channat. Es sind reale Orte, zumindest kommen sie mir real vor. Hier gehen die Uhren anders, folgen einem Rhythmus, der in einer mittelalterlichen Zeitschleife gefangen ist.

Es ist mühselig, einen Berg hinaufzufahren, man verliert leicht die Bodenhaftung auf dem steinigen, mit trockenen Kuhfladen übersäten Pfad. Doch auf dem Gipfel werde ich mit einem atemberaubenden Ausblick auf das Tal und den Allier-Fluss tief unter mir belohnt. Die wellenförmigen Hügel durchdringen sich gegenseitig, reihen sich zu Ketten, die in der dunstigen Wärme davondriften. Die Landschaft strahlt Frieden und heitere Gelassenheit aus, das Schweigen hat einen betörenden Klang. Die Wiesen bilden ein natürliches Auditorium; die Akustik ist rasiermesser-scharf. Jetzt geht es um die Kurve. Vor mir eine Wiese, die sich der Welt öffnet. Die Musik in meinem Innern ist

eine Sonate, doch die Landschaft, die mich umgibt, gleicht einer Symphonie. Hier oben ist Schubert in seinem Element, dieser Franz Schubert, der schon als Halbwüchsiger Meisterwerke komponierte. Er starb in jungen Jahren, mit einunddreißig, fünfzehn Jahre jünger, als ich heute bin. Ich halte an, steige ab und lehne mein Fahrrad gegen einen Baum, einen bestimmten Baum, den Baum hinter der Kurve. Ich habe schon oft an dieser Stelle gerastet, viele Stunden damit verbracht, nur zu schauen, auf das Tal hinunterzublicken, den Planeten Erde zu betrachten. Der Hang ist steil, hat ein Gefälle von annähernd fünfundvierzig Grad und das Gras, das darauf wächst, wirkt ausgelaugt, ist von Buschwerk und Farn bedeckt. Die Hälfte des Jahres beherbergt er ungefähr ein Dutzend schokoladenbraune und taubengraue Esel.

In der Mitte von nirgendwo Eseln beim Grasens zuzusehen ist eine einmalige Erfahrung, vergleichbar mit einer Therapie oder einer Art Meditation. Ein australisches Sprichwort lautet: Wenn du Esel auf einer Wiese beobachtest, vergiss deinen Stuhl nicht. Man kann sie Stunde um Stunde betrachten – ein Anblick, der hypnotisch wirkt und süchtig macht. Es fällt schwer, sich von ihm loszureißen, wenn man dem Zauber erlegen ist. Alles, was man hört, ist ein leises Rascheln, wenn sie durch das Gras stapfen und ihre Köpfe stetig kauend in der Erde vergraben. Das leise Rascheln ist typisch Esel, ihre eigene Geheimsprache, die völlig anders klingt als bei einer Schaf- oder Ziegenherde oder bei Pferden und Rindern auf der Weide. Esel grasen und weiden; ihre Zähne und Lippen ermöglichen ihnen, in Bodennähe zu grasen, die Erde aus nächster Nähe nach Nahrung zu durchforsten; ihre schmale Schnauze gestattet ihnen, mit großer Einfühlsamkeit zu weiden, Wert auf Qualität statt Quantität zu legen.

Die Beine eines Esels sind von einer betörenden Eleganz: Knie und Schienbein, Fesseln und Fesselgelenke, Sprungbein und Mittelfußknochen sind zart, anmutig, schlank. Pferdebeine wirken vergleichsweise plump. Un-glaublich, welche Last diese kleinen Beine tragen können,

unvorstellbar bei einem Menschen. Kein Pferd wäre in der Lage, einen steilen Bergpfad mit der Last hinaufzustapfen, die ein Esel so trittsicher und selbstbewusst, so verlässlich und geduldig zu schultern vermag. Pferde mögen schneller sein, doch ihnen fehlt sowohl die Ausdauer als auch die körperliche Beweglichkeit der Esel. Außerdem sind sie nervös und fahrig, vor allem in prekären Situationen. Sie gehen durch und laufen davon, wenn sie Gefahr wittern. Ein Esel erstarrt. Normalerweise kann man scheuenden Pferden Dinge abverlangen, die ihren eigenen Instinkten zuwiderlaufen, kann sie mittels Einschüchterung zwingen, eine riskante, unsichere Route einzuschlagen. Bei einem Esel, der einen hoch entwickelten Selbsterhaltungstrieb besitzt, wäre das ein Ding der Unmöglichkeit. Daher seine vermeintliche Sturheit.

Ein typisches Merkmal des Esels ist der Schrei. Er trägt weit, ist manchmal noch in drei Kilometer Entfernung zu hören. Die Luftströmungen nehmen ihn auf und erzeugen einen Widerhall, bisweilen mit anderem Toncharakter, vom halbherzigen I-Aah bis zum vollmundigen Repertoire des Eselsschreis. Esel können beim Ein- und Ausatmen Laute von sich geben, was ungeheure Energie kostet. Auf dem Lande und in den Gebirgstälern rüttelt der Eselsschrei solchermaßen die umliegenden Dörfer aus ihrem Dornröschenschlaf. Esel schreien, wenn sie glücklich oder unglücklich sind, wenn sie mit einem Gefährten kommunizieren, wenn sie sich einsam fühlen oder spüren, dass Nahrung in Sicht ist. Gelegentlich schreien sie ohne Grund, aus voller Kehle, lassen eine Weile alles raus, einfach weil es ihnen Spaß macht. Dann wälzen sie sich auf dem Rücken in der Erde, oft gemeinsam mit der ganzen Herde, nehmen ein Bad in Mutter Natur. Esel sind gesellige Tiere; es scheint ihnen nichts auszumachen, dass ich in ihr Reich eingedrungen bin, ein neugieriger ungebetener Gast, ein kleinohriger Besucher, der den Berg erklommen hat, um zu lernen.

Zuerst schenkten mir die Esel wenig Aufmerksamkeit, beschränkten sich darauf, hin und wieder einen desinteressierten Blick in meine

Richtung zu werfen, in ihre Mahlzeit und ihre stillen Gedanken versunken. Nachdem ich über mehrere Wochen immer wieder an derselben Stelle auftauchte, stapften schließlich ein paar Mutige den Hang hinauf. Die Ohren hoch aufgerichtet und forschend, betrachteten sie mich neugierig mit ihren bittenden, melancholischen Augen. Sie wirkten unbeschreiblich ruhig und sanft. Hinter der Fassade des gekräuselten Fells, des undurchdringlichen Blicks aus den dunklen urteilslosen Augen spürte ich tiefe philosophische Gelassenheit und stumme Seelenverwandtschaft – eine Seelenverwandtschaft, die in einer zufälligen Begegnung an einem Sommernachmittag wurzelte, in der Verletzlichkeit zweier endlicher Lebewesen, die sich gesucht und gefunden hatten.

*

Inmitten von Eseln vergeht die Zeit langsamer. In ihrer Gesellschaft geschieht alles ruhig und methodisch. Es fällt schwer, ihren arglosen Blick zu vergessen, dem die Hektik der Welt fremd ist. Er strahlt Stille aus, verbreitet Stille. Die Gedanken nehmen ihren Lauf, man träumt, versetzt sich an einen anderen Ort und gleichzeitig bleibt man ungeheuer präsent. Milan Kundera sagt in seinem Roman *Die Langsamkeit*, dass Schnelligkeit, der Dämon der Schnelligkeit oft mit Vergessen und Vermeiden assoziiert wird und Langsamkeit mit Erinnerung, der Auseinandersetzung mit einem Thema. Wir bewegen uns langsam, wenn wir uns selbst, anderen und unserer Umwelt zuhören. Wir bewegen uns langsam, wenn wir uns mit uns selbst auseinandersetzen, wenn wir uns erinnern. Die Hektik des modernen Lebens überwältigt uns und lähmt unsere Fähigkeit, zu beobachten, zu lauschen, einen Schritt zurückzutreten, zu staunen, den Blick nach innen zu richten. Unsere Gesellschaft scheint darauf bedacht zu sein, die kleine zitternde Flamme der Erinnerung zu löschen, wie Kundera sagt.

Die Vögel zwitschern noch, aber die Sonne versinkt schon hinter

den Hügeln. In weiter Ferne, auf einem Feld, umgeben von Heuballen, ist ein Traktor zu sehen. Die Hektik des modernen Lebens scheint ein ganzes Uni-versum entfernt. Einige Esel nähern sich gemessenen Schritts, strecken ihre Schnauzen über den Stacheldrahtzaun. Ich streichle ihre Köpfe, kraule die Ohren. Das dich-te Fell auf ihrer Stirn ist weich und warm. Ich drücke vorsichtig gegen den Rumpf eines Esels, gegen seine Kruppe: sie fühlt sich felsenfest an, unbeweglich, unbeugsam. Weitere Esel folgen den Mutigen auf dem Weg nach oben, ver-suchen, sich gegenseitig die Liebkosungen streitig zu machen. Sie wirken ausgeglichen und zufrieden und ich bin es auch, zufriedener, als ich es jemals inmitten einer hektischen Menschenmenge war. Ich bin dabei, mich auf einem Berg wiederzuentdecken, in schweigsamer Gesellschaft. Wenn ein Hund glücklich ist, wedelt er mit dem Schwanz, Esel stellen die Ohren auf. Sind die Ohren an-gelegt, weiß man, dass etwas im Busch ist. Eine Zeile von Jacques Prévert, einem französischen Lyriker und Chansonnier, kommt mir in den Sinn: »O grauer Esel, mein Freund, *mon semblable mon frère* / Wie Baudelaire gesagt haben könnte ... Betrachtet den Esel, Messieurs / Betrachtet den grauen Esel / Betrachtet seinen Blick / Männer des Wissens ...«

»Es sind seltsame blasse Wesen, diese Menschen. Die ersten Esel. Sie gehen auf zwei Beinen, ihre Ohren sind sehr klein und sie wirken nicht besonders anziehend«, heißt es in einem anderen Lied von Prévert. Damit sind wir gemeint, wir sind die Hässlichen. Er fühlte stets *mit* ihnen, mit diesen Kreaturen mit den großen Schlappohren und dem fransigen Fell: »Vor langer Zeit wuchsen Esel wild auf; sie fraßen, wenn sie hungrig waren, tranken, wenn sie Durst verspürten, und liefen nach Herzenslust im Gras umher.« Doch eines Tages tauchten die »Herren der Schöpfung« im Reich der Esel auf, denn so »sehen wir Menschen uns gerne«. Die Esel in ihrer Einfalt freuten sich über die Gesellschaft, liefen den Menschen entgegen, um sie kennenzulernen. Wir werden sie herzlich willkommen heißen, sagten die Esel vergnügt.

Doch schon wenige Minuten nach ihrer Ankunft »hat-ten die

Herren der Schöpfung alle Esel wie Würste verschnürt«. Alle, bis auf die jüngsten, wurden getötet und auf einem Speiß geröstet. Die Menschen begannen zu essen, doch bald verzogen sie ärgerlich das Gesicht. »Das Fleisch kann sich nicht mit Rindfleisch messen!«, sagte einer. »Es ist nicht gut, ich ziehe Lamm vor!«, erklärte ein anderer. »Schmeckt abscheulich«, rief ein Dritter. Dann brachen die Menschen in Tränen aus. Die gefangenen Esel, die sie weinen sahen, glaubten, dass es sich um Tränen der Reue über ihre Missetat handelte. »Jetzt werden sie uns befreien«, dachten sie. Doch die Menschen standen auf, sprachen miteinander, gestikulierten wild. »Diese Tiere sind ungenießbar, ihre Schreie unerträglich, ihre langen Ohren lächerlich und sie sind dumm, können weder lesen noch rechnen. Wir werden sie ›Esel‹ nennen, denn unser Wille ist Gebot und sie sollen fortan unsere Lasten tragen. Denn wir sind, noch vor allen anderen, die Herren der Schöpfung!«

*

Der kleine Graue, den ich streichle, erinnert mich an eine andere kleine Graue, Modestine, die den schottischen Schriftsteller Robert Louis Stevenson im Herbst 1878 durch dieselbe ländliche Idylle der Auvergne begleitete. Hinter dem Horizont in Richtung Südwesten, jenseits von Le Puy-en-Velay, wanderte Stevenson durch »eine herrliche, geschäftige, atmende, rustikale Landschaft«. Zwölf Tage lang waren die beiden unzertrennliche Weggefährten, wie er in dem Buch *Eine Reise mit dem Esel durch die Cévennen* schildert. Der damals siebenundzwanzigjährige Autor, der ein Vagabundenleben führte, hatte die *Schatzinsel* noch nicht geschrieben – sie würde erst fünf Jahre später entstehen. Doch er wusste bereits, dass jeder Mensch ein Reisender »in dieser Wildnis der Welt ist«, dass jeder Mensch mit einem Esel unterwegs ist. »Das Beste, was wir auf Reisen finden können, ist ein wahrer Freund«, erklärte Stevenson. In Modestine fand er ihn, für eine Entfernung von über zweihundert Kilometern, von Le Monastir bis Saint-

Jean-du-Gard. »In dieser Welt der Un-vollkommenheit ist uns selbst das kleinste bisschen Nähe willkommen«, schrieb er. Stevenson unternahm die Wanderung, nachdem seine angebetete Fanny Osbourne zu ihrem Mann nach Kalifornien zurückgekehrt war. Sie nächtigten *à la belle étoile* – unter dem Sternenzelt, während Modestine Schwarzbrot verzehrte und er eiskaltes Wasser trank, an seinem Brandy nippte und über seine verlorene Liebe nachsann. Er traf geistig und körperlich revitalisiert an seinem Bestimmungsort ein, bereit, seine Fanny auf der anderen Seite des Ozeans zurückzuer-obern ...

Es ist schwer, die Eselsschreie mit Schuberts Klaviersonate Nr. 20 in A-Dur in Einklang zu bringen. Wer würde glauben, dass sie ein stimmiges Duett abgeben? Es ist eine langsame, melodische Tonfolge, von einem tiefen gutturalen Flehen durchsetzt – der Klang eines müßigen Sonntagnachmittags, überlagert von einem akuten, stechenden Schmerz. Es ist die Stimme Balthasars, der auf einer Bergwiese sein Leben aushaucht. Balthasar hieß der Esel in einem 1966 von Robert Bresson gedrehten Film. Bresson benutzte die Musik Schuberts, um ein bestimmtes Bild heraufzubeschwören, das Bild eines lammfrommen geschundenen Esels, der, von einer Kugel getroffen, verblutet. Ein tragischer Augenblick, unsere ureigene Tragödie, sagte Bresson, der, den Esel für das »wichtigste, empfindsamste, intelligenteste, rücksichtsvollste und leidensfähigste Tier« hielt.

Und er drehte einen Film als Beweis, *Zum Beispiel Balthasar*, mit einem ungewöhnlichen Hauptdarsteller: Balthasar, ausdrucksloser und stummer Zeuge menschlicher Torheit, stummer Zeuge einer bohrenden Frage: Sind es nicht vielmehr die Menschen, die sich lächerlich machen mit ihrer unbedachten Grausamkeit und banalen Selbstsucht, ihrem kleinlichen Stolz und ihrer grenzenlosen Dummheit? Bresson wollte eine Tierfigur ohne jede Arglist schaffen und vom Leben eines Esels erzählen, das die gleichen Phasen wie das Leben eines Menschen durchläuft: die überschäumende Freude der Geburt, die Unbeschwertheit der Jugend, die Notwendigkeit der Arbeit, das mystische Stadium,

das dem Tod vorangeht, und schließlich das tragische, anrührende Ende. Bresson hat eine besondere Affinität zu den Geächteten und Geschmähten unserer Welt, zu den Geschlagenen und Geschundenen. Für ihn ist der Esel der Inbegriff des Leidens, die zerlumpfte ausgestoßene Kreatur. Mit diesem Bild der Reinheit und Unverdorbenheit betont er umso mehr unsere menschlichen Makel. Geschlagen, ausgepeitscht und geschunden von wechselnden Besitzern, wurzelt Balthasars Gutherzigkeit in seiner Fähigkeit, niemals Vergeltung zu üben, nie aus Boshaftigkeit oder Gehässigkeit zu handeln. Er schreit und verteilt gelegentlich Huftritte, aber meistens leidet er stumm. Seine Sprachlosigkeit und »Dummheit« – seine passive Weisheit – gleichen denen Fürst Myschkins aus Dostojewskis *Der Idiot*, ein Buch, das Bressons Film inspirierte.

»Ich erinnere mich, dass ich unerträglich betrübt war; ich hätte am liebsten geweint«, erklärt der epileptische Fürst Myschkin in Dostojewskis Roman. »Eines Abends wurde ich diesem düsteren Zustand schließlich entrissen, als ich die Schweiz erreichte und vom Schrei eines Esels auf dem Marktplatz aufgemuntert wurde. Der Esel beeindruckte mich gewaltig, ich war aus irgendeinem unerfindlichen Grund ungeheuer erfreut über ihn und plötzlich hatte ich einen klaren Kopf.« Die Kinder, denen Myschkin diese Geschichte später erzählt, lachen über ihn, als er gesteht, Esel seither schrecklich gern zu haben. »Esel besitzen für mich eine besondere Anziehungskraft«, sagt er. »Ich begriff auf Anhieb, wie nützlich dieses Geschöpf ist – arbeitswillig, stark, geduldig, billig im Unterhalt, leidensfähig. Und so verging meine Melancholie vollständig ... durch den Esel.«

Auch der Eselsschrei von Balthasar ist aberwitzig, »idiotisch«. Und doch hat Balthasar zugleich etwas Asketisches und Erhabenes an sich, ist sinnenfreudig und unschuldig – er hat einen besonderen Zugang zur Welt. Balthasar ist sowohl Opfer als auch Träger grundlegender Wahrheiten – von Geburt und Verrat, Diebstahl und Feigheit, Sünde und Tod. Er ist kein Freund großer Worte. Er leidet stumm. Der Blick

seiner ruhigen dunklen Augen sagt alles: Er versteht den Lauf der Welt. Auf dem Höhepunkt des filmischen Geschehens, mit einer Kugel im Schenkel, verblutet Balthasar auf einer Alpenwiese, von Schafen umringt, während eine Sonate von Schubert erklingt. Die Schafe scheinen zu wissen, was geschieht. Er scheint damit zufrieden, in ihrer Mitte zu sterben. Eine herzerreißende Abschiedsszene. Man kann nicht umhin, sich tief bewegt zu fühlen, das tragische Schicksal des Esels zu betrauern, ein Schicksal, das untrennbar mit dem des Menschen verbunden ist. Ich erinnere mich, dass mir Bressons Eselsgeschichte unter die Haut ging. Und seither lässt sie mich nicht mehr los.

*

Ich setze meinen Weg fort, lasse mein Fahrrad im Leerlauf den Hügel hinunterrollen, in Richtung Tal, wenngleich nicht zu schnell. Ich wohne jenseits des Berges, in einem Steinhaus, das zu einem kleinen Weiler mit sieben weiteren Einwohnern gehört. Verschlungene Wege haben mich hierhergeführt, das Arbeiterkind aus Liverpool, das immer davon träumte, in New York zu leben. Kaum zu glauben, dass ich früher nur unter Zwang einen Fuß in jedwede ländliche Abgeschiedenheit gesetzt habe. Hügel mit ur-alten Terrassen umgeben mich. Noch vor einem Jahrhundert waren sie mit Weinstöcken bepflanzt, Weinstöcke, so weit das Auge reichte. Eine *Phylloxera*-Epidemie verwüstete den vormals regen Weinanbau dieser Gegend – gegen die Reblaus war kein Kraut gewachsen. Zwischen 1914 und 1918 löschte der Erste Weltkrieg eine ganze Generation von *vignerons* aus. Nun grasen Schafe auf den Terrassen, in Gesellschaft einer vereinzelt Ziege; nur noch eine Handvoll Enthusiasten hält an der Winzerei nach altem Brauch, der traditionellen *cépage* fest.

Ich kann nicht aufhören, an Esel zu denken, an ihren Blick, an das Gefühl, das sie vermitteln. Ich höre den Wind, der meine Ohren streift,

meinen Körper kühlt, begleitet von Schubert und den Eselsschreien. Ringsum befinden sich überall erloschene Vulkane, die unendliche grün gewellte Mondlandschaft des Massif Central, doch plötzlich erinnere ich mich an die Strände von Blackpool an der Westküste Englands. Ich lasse mich treiben, fühle mich in eine andere Zeit zurückversetzt: Es ist später Nachmittag und ich bin nicht auf einem Fahrrad, sondern auf einem zotteligen taubengrauen Esel unterwegs, reite für ein Dreipencestück an der Küste einer schmutzigen englischen Kleinstadt entlang.

Der Graue schreitet langsam aus, schaukelt hin und her, während er sich seinen Weg durch den Sand bahnt. Ich spüre, wie der Sattel unter mir von einer Seite zur anderen rutscht, höre das Klirren der Steigbügel. Und nicht zu vergessen der Geruch – ein kräftiger Geruch nach Dung, ganz unspektakulär abgesetztem Dung, der nach Esel riecht, vermischt mit einem Hauch Kleie und Gerste. Und der Geruch von Zuckerwatte, der von der Strandpromenade herüberweht. Es ist der Geruch nach Erde und heimischer Scholle, ein ehrlicher Geruch, ein Esel-am-Strand-Geruch. Für ein Kind wie mich ist es der Geruch der Freiheit, das Gefühl, Ferien zu haben, alles andere vergessen zu dürfen, das Gefühl ungetrübten Vergnügens. Als Kind habe ich Esel stets mit dem Strand in Verbindung gebracht, nie mit einer ländlichen Umgebung; ich brachte sie automatisch mit Wasser und Sand in Zusammenhang, mit regennassem Sand. Damals schien es fortwährend zu regnen. Wenn ich nicht gerade auf einem Esel ritt, spielte ich im Wohnwagen Karten, sah zu, wie die Fenster beschlugen, und lauschte dem Trommelfeuer des Platzregens auf dem Dach. Mein Vater wischte hin und wieder das Kondenswasser von den Scheiben. Unlängst las ich, dass man der Gruppe von zweihundert Eseln, die über die Strände von Blackpool traben und tagein, tagaus Kinder auf dem Rücken tragen, eine »Frühstückspause« zugestanden hatte, eine einstündige Siesta, verbürgt vom Stadtrat von Blackpool – die willkommene Unterbrechung einer Schicht, die von zehn Uhr morgens bis sieben Uhr

abends dauert. Tierärzte überprüfen nun auch regelmäßig Hufe, Ohren, Zähne und Fell der Esel, um sicherzugehen, dass sie sich in erstklassigem Zustand befinden. Die Besitzer der Tiere, die durch das Raster der jährlichen »Inspektion« fallen, erhalten keine »Betriebs-erlaubnis«. Es tröstet mich, zu wissen, dass meine alten Bekannten gut betreut und nicht über Gebühr ausgebeutet werden, nur wegen des Vergnügens und aus Geldgier.

Ich bin fast zu Hause. Die Sonne geht bereits unter. Bald wird es dunkel. Hier herrscht kaum Verkehr, auf dem Weg nach Lavoûte-Chilhac, weit entfernt von Blackpool, von New York, von allem, was ich einst sicher zu kennen glaubte, von allem, was ich mir jemals vorgestellt habe. Ich fahre im Leerlauf den Berg hinunter, umrunde Haarnadelkurven, alles in Windeseile, jedoch ohne es eilig zu haben, mich ganz der Schwerkraft überlassend. Der Himmel hat eine hellrosa Färbung, zerklüftete schwarze Silhouetten rahmen den Horizont ein. Ich denke an die Geduld und Ergebenheit der Esel, an ihre Ausbeutung, ihren stoischen Gleichmut, wenn das Leben ihnen übel mitspielt, an ihren inneren Frieden. Ich denke daran, wie sehr ich mich darauf freue, Esel bald vielleicht besser verstehen zu können und somit vielleicht auch die Welt und mich selbst. Ich freue mich darauf, von meinem Fahrrad abzusteigen, es, an eine alte Steinwand gelehnt, zurückzu-lassen und mit einem Esel auf Wanderschaft zu gehen. Ich freue mich darauf, mit ihm zu reden und einen neuen Freund zu finden in der Wildnis der Welt.

2

Heute Morgen wurde ich von einer Turteltaube geweckt. Ein gutes Omen: der Vogel der Liebe. Seine magischen Flötenklänge, das Hohelied der Liebe, tönen aus einem Baum, nicht weit von meinem

Ohr entfernt. Die Zeit des Gesangs hat begonnen, die Stimme der Turteltaube erklingt wieder in unseren Breiten. Ukuu-uuh, Uuu-Uuu-Uuuu. Auf Französisch heißt die gefiederte Sängerin *tourterelle triste* und *triste* bedeutet traurig. Doch sie klingt unbekümmert, scheint an diesem Morgen nicht zu trauern; sie ist zufrieden, eins mit sich und der Welt. Die Sonne strömt durch das Fenster und selbst zu dieser frühen Morgenstunde ist es schon heiß. Ich denke an Gribouille, meinem Weggefährten mit den Stirnfransen, einen großen schokoladenfarbenen Esel mit weißem Maul und rotem Halfter, mein *compagnon de route*. Gestern habe ich in den späten Abendstunden noch einmal nach ihm gesehen und mich vergewissert, dass er genug Wasser hat und sich nicht zu einsam fühlt dort draußen auf seiner kleinen Wiese unter den Bäumen, im Dämmerlicht der Berge. Ich konnte die weißen Blossen um seine Augen erkennen, die wie zwei Halbmonde in einer sternlosen Nacht hervorstachen.

Ich inspizierte seine Hufe, die Unterseite der Fersen und die Sohlen mit ihren »Strahlfurchen« – V-förmigen Rillen, in denen sich leicht Steinchen und Schmutz verfangen. Ein sanftes Ziehen am Unterschenkel reicht normalerweise aus, damit er die Hufe gibt. Die Strahlfurchen fühlen sich an wie Gummi. Ich säuberte sie mit einem Hufkratzer aus Metall und stütze dabei Gribouilles Bein auf meinem Oberschenkel ab – all das immer auf ebenem Untergrund, damit er besser balancieren kann. Wenn er befürchtet, das Gleichgewicht zu verlieren, weigert er sich, den Fuß zu heben. Bei einer langen Wanderung sind eingetretene Steine für einen Esel eine Plage, deshalb sollte man auf sorgfältige Hufpflege achten. Ich habe am Abend zuvor schon meinen Packsattel mit allem beladen, was ich für die Reise brauche; einfache Dinge, die Gribouille nicht über Gebühr belasten. Er ist ein starker Bursche – *costaud*, wie die Franzosen sagen –, der problemlos fünfundsiebzig Kilo auf sei-nem Rücken tragen könnte. Ich habe mich auf vierzig be-schränkt: drei Flanellhemden, einen Pullover für kühle Abende, ein Schweizer Taschenmesser, ein Paar lange und ein Paar

kurze Baumwollhosen zum Wechseln, drei Paar Wandersocken, Zahnbürste und Zahnpasta, Deodorant und Sonnencreme, eine kleine Matte, um draußen zu sitzen, ein Handtuch, zwei Rollen Toilettenpapier, drei Flaschen Wasser, mehrere zerfledderte Bücher und ein Notizbuch. Ach ja, und außerdem einen Beutel mit altbackenem Baguette – *du pain dur* –, in kleine Stücke gebrochen, als Leckerbissen und gelegentlicher Ansporn.

Gemächlich verlassen wir den Ort auf einer schmalen Straße, die an mehreren leer stehenden Cafés und einer mit Brettern vernagelten Bäckerei vorbeiführt, die ihren Betrieb schon vor langer Zeit eingestellt hat. Unsere Gangart auf dem alten Kopfsteinpflaster folgt einem gemächlichen Rhythmus, gleicht einem Stepptanz, jedoch nach Eselsart. Es ist kein Geräusch, das in den Ohren schmerzt oder bedrohlich erscheint, hat nichts mit dem aufdringlichen Stakkato einer Maschine zu tun. Es ist ein gedämpftes Klippklapp, das von den Gebäuden mit ihren geschlossenen Fensterläden in einer Art mittelalterlichen Melancholie widerhallt, eine Melancholie der Langsamkeit, eine Melancholie müßig verbrachter Stunden, die eine beruhigende Wirkung hat. Über mir, die Kuppe einer steilen Anhöhe krönend, befinden sich die Überreste eines gigantischen Steinportals aus dem zwölften Jahrhundert; es führte einst zu einem Märchenschloss hinauf, das 1698 durch ein Feuer in Schutt und Asche gelegt wurde. Dieser imposante Durchgang stellt das zerbröckelnde Prunkstück der kleinen Stadt Allègre dar. Das Tor lädt mich ein einzutreten in das wolkenlose Azurblau des Himmel, doch ich sehe ein vulkanisches, erdverbundenes Schicksal vor uns liegen: das mächtige Felsmassiv über und hinter dem Mont Bar, das uns bald einhüllen und umgeben wird. Die wellenförmigen Hügel ringsum zittern und brodeln im Morgendunst wie ein zähflüssiger Lavastrom am Horizont, zu riesigen urzeitlichen Klumpen erstarrt. Ich bin unterwegs zu Heiligem und Profanem, ein Vagabund mit Esel, die Zügel einer anderen Ära in den Händen, vielleicht auch die eines kommenden Zeitalters. Ich winke Passanten zu, sage lächelnd *Bonjour*,

warte auf Palmzweige und achte zugleich auf zu schnell fahrende Autos.

Ich gehe neben Gribouille, der Führstrick hängt locker vor seinem gesenkten Kopf herab. Es ist schwer zu sagen, wie lange wir schon unterwegs sind. Wir spüren beide die Hitze, die Sonne brennt gnadenlos auf uns herab, es gibt kaum Schatten. Wir nähern uns einem Wald, werden dort rasten. Doch das braucht seine Zeit, denn Gribouille stemmt sich, einem natürlichen Instinkt folgend, gegen jedweden Druck, der durch den Führstrick auf seinen Kopf ausgeübt wird. Er zieht mit aller Macht, wenn er am Wegrand etwas entdeckt, das ihn zum Fressen verlockt. Er beschnuppert alles und steuert zielstrebig auf jede Stelle zu, die seine Aufmerksamkeit weckt, stürzt sich mit voller Kraft darauf. Er liebt Löwenzahn, Disteln und Brombeer-Gestrüpp, alle mit Dornen oder Stacheln bewehrten Pflanzen. Er vertilgt das Unkraut, als wäre es ein saftiger Apfel. Anschließend trottet er gedankenverloren weiter, während ihm noch eine halbe Fuhre Grünfutter zum Maul heraushängt.

Wir lernen, wie der andere auf Druck reagiert, lernen gemeinsam, Wünsche und Bedürfnisse des anderen zu erkennen und zu begreifen. Aber wir können nicht *jedes Mal* Wurzeln schlagen, wenn er fressen möchte. Nach und nach entwickeln wir eine gemeinsame Sprache, eine beidseitige Verständigung. Ich ziehe leicht am Führstrick und er reagiert; sobald er reagiert und weitergeht, verringere ich den Druck. Er weiß, dass wir unseren Weg fortsetzen müssen. Wenn er sich weigert zu folgen, wenn er fest entschlossen ist, zu grasen und sich am nächsten Löwenzahn gütlich zu tun, seinem Lieblingsimbiss am Straßenrand, lasse ich ihm seinen Willen. Mir bleibt schließlich kaum eine andere Wahl! Ziehen würde nichts bringen. Die Franzosen sagen: *Un âne se pousse et ne se tire pas!* – Ein Esel muss sich selbst einen Ruck geben, er lässt sich nicht ziehen! Nachdem Gribouille ein paar Löwenzahnblätter herausgerissen hat, bringt ihn ein kurzer fester Ruck am Strick wieder in Gang. Auf diese Weise bewegen wir uns vorwärts.

Gehen und Fressen im Einklang, Gehen und Reden Seite an Seite, ein Mann und sein Esel, auf dem Weg nach irgendwo, langsam, aber sicher, wie im *Zauberer von Oz* einer ländlichen gelben Backsteinstraße folgend. Meine Hand ruht auf seinem Kopf, auf der knöchigen Erhebung zwischen seinen Ohren, einem kleinen Höcker, der einer Gangschaltung gleicht, einem verborgenen Deckel. Rund um diesen Höcker ist alles weich, das zarteste Gewebe, das man sich nur vorstellen kann.

Um Gribouille zum Anhalten zu bewegen, drossle ich das Tempo noch mehr, damit er merkt, dass ich stehen bleiben will. *Attends!* Wenn ich anhalte, verharre ich reglos, hoch aufgerichtet, die Schultern gestrafft. Im Alltag habe ich die Neigung, einen Buckel zu machen, das Gewicht der Welt auf meinen Schultern zu spüren, deshalb ist das für mich eine gute Übung. Ich entspanne mich, atme tief durch, lausche den Vögeln und Bienen. Ich lasse alles los, komme zur Ruhe. Die Körpersprache verlangsamt sich zwangsläufig, wenn man mit einem Esel auf Wanderschaft geht. Man setzt einen Schritt vor den anderen, als würde man durch hüfthohes Wasser waten, nicht mit abgehackten, sondern mit stetigen fließenden Bewegungen. Eine achtsame, gemächliche Körpersprache wirkt beruhigend auf einen Esel, stärkt sein Vertrauen in den zweibeinigen Begleiter: eine Strategie der kleinen, langsamen Schritte, die Vertrauen schaffen.

Es ist warm, aber die Luft ist frisch, frisch und trocken – sie enthält keinen einzigen Tropfen Luftfeuchtigkeit. Wir befinden uns weit über dem Meeresspiegel in einer Höhe von annähernd zwölfhundert Metern. Ich atme abermals tief ein und aus. Ich fühle mich so frei und lebendig wie nie zuvor. Ich entspanne mich, lasse den Strick schleifen, lasse alles schleifen. Gribouille bleibt stehen und einen magischen Augenblick lang verharren wir in absoluter Stille, Seite an Seite, schauen nach vorne, ein jeder in seine eigenen Gedanken, seine eigenen Träumereien versunken. Ich höre seine tiefen, stoßweisen Atemzüge, die beinahe wie ein Seufzen klingen. Er hat den Blick auf das Eselsnir-

wana gerichtet; bisweilen hält er von sich aus inne, scheinbar grundlos, um zu lauschen und zu schauen, um seine Umgebung in Augenschein zu nehmen. Sein Kopf ist regungslos, wie erstarrt. Ich betrachte ihn staunend, sehe, wie ein träumendes Tier in eine andere Welt eintaucht, und be-daure meine eigene profane Unbeholfenheit. Es ist kein verlorener Augenblick und mehr als eine Verschnaufpause, wenn ein Esel stehen bleibt, ohne dass etwas geschieht. Man nimmt die nachhaltige Präsenz, die Fülle wahr. Es geschieht etwas, aber nichts, das man sehen kann. »Das Wesentliche ist für die Augen unsichtbar«, erinnert der Fuchs den kleinen Prinzen in der Geschichte von Saint-Exupéry. Ein Esel übernimmt in meinem Fall die Rolle des Fuchses. Gribouille seufzt, dann seufzt er abermals, lässt die Ohren kreisen, bläht die Nüstern auf und trabt weiter, offenbar klüger als zuvor.

*

Ein Versprechen, das jedes Jahr aufs Neue gehalten wird: die Frühlingsbrise. Sie kehrt nach dem Winter zurück, gemeinsam mit den Vögeln. Esel stürmen aus den Ställen, stoßen Freudenschreie über die Entlassung aus ihrem Gefängnis aus, über den erstmaligen Anblick der Freiheit im neuen Jahr, laufen in das sanfte Grün und die milde Luft hinaus. Ihr Fell ist zottelig, doch es wird sich in der Wärme glätten. Ich strigle Gribouille. Gribouille leitet sich von dem französischen Wort *gribouillage* her, was »Gekritzel« oder »Gekrakel« bedeutet und auf das Verb *gribouiller* zurückzuführen ist, was so viel bedeutet wie »hinschmieren, kritzeln«. Mit Gribouille bezeichnet man außerdem jemanden, der ein schlichtes Gemüt besitzt, unbedarfte oder sogar ein wenig einfältig ist, kurzum: ein Bursche nach meinem Geschmack ... Ich strigle ihn mit einem Plastikstriegel im Angesicht eines mächtigen Steinportals, kämme die verfilzte Mähne eines französischen Esels unter einem blauen französischen Himmel, in der milden Frühlingssonne, auf einem entlegenen, menschenleeren Feld, weit, weit

weg von allem.

Ich hatte eine Inselmetropole an der Küste eines riesigen Kontinents verlassen und war – irgendwie – mit ein paar Eseln in der Prärie gelandet, im französischen Hinterland. Seit dem zehnten Lebensjahr hatte ich davon geträumt, in Amerika zu leben, in New York. Nach der ersten Amerikareise im Jahre 1970 fasste ich sogar den hochfliegenden Plan, irgendwann einmal im Empire State Building zu wohnen. Ich war mit meinen Eltern in die USA geflogen, die Ewigkeiten gespart und auf vieles verzichtet hatten, um den Atlantik zu überqueren und die Schwester meiner Mutter zu besuchen. Sie war einige Jahre zuvor ausgewandert. Keiner meiner Schulfreunde konnte glauben, dass ich wirklich und wahrhaftig nach Amerika fliegen würde. Noch lange danach besaß ich die Schultertasche der PanAm, die wir an Bord als Geschenk erhielten, verwahrte darin meinen Grundriss des Empire State Building, der mächtigen, von Menschenhand erschaffenen Struktur, damals das höchste Bauwerk der Erde. Hoch droben auf dem Gipfel der Welt sah ich mein eigenes Schicksal vor mir, tief unten in den Häuserschluchten, in einem endlosen gelben Truggebilde, einem nicht abreißenden Strom aus Taxis, Menschenmassen und Möglichkeiten. Alles erschien mir fremd, dem *gamin*, dem kleinen Bengel, dessen weiteste Reise an einen armseligen Strand in Nordwales geführt hatte, wo es die ganze Zeit regnete: Gerüche wie von einem fremden Stern, sonderbare Namen, Hitze, unterschiedliche Farben und der Abfall, der vom Wind aufgewirbelt wurde. An jeder Straßenecke sah ich Menschen, die untätig herumstanden, das Treiben beobachteten. Ich war gebannt, schwor mir, eines Tages dorthin zurückzukehren.

Der Schwur geriet nie in Vergessenheit; der Traum blieb, auch dann noch, als ich heranwuchs, als es eigentlich an der Zeit gewesen wäre, es besser zu wissen. Der Gedanke an New York verließ mich nie, gleich wohin es mich in meinem Erwachsenenleben verschlug. Erst zur Jahrtausendwende konnte ich diesen Schwur endlich einlösen. Ich kehrte zurück, für immer, wie ich dachte, unmittelbar vor meinem

vierzigsten Geburtstag, und bezog ein Studio-Apartment in der Nähe des Central Park. Meine Greencard bescheinigte mir, dass ich nun eine permanente Aufenthaltsgenehmigung besaß. Ein paar Jahre lang liebte ich mein Viertel, die Upper West Side. Ich unternahm Spaziergänge im Park, fütterte die Eichhörnchen mit Nüssen, die ich in Manis Lebensmittelladen gekauft hatte, ich schlenderte den Broadway hinauf und hinunter, war Stammkunde in dem berühmten jüdischen Delikatessengeschäft Zabar und sah von einer Bank auf der anderen Straßenseite die Welt entlang der Broadway Mall an mir vorüberziehen. Ich verweilte oft unweit der Kreuzung der 96. Straße an einem kleinen Fleckchen Erde, wo der Schriftsteller und Nobelpreisträger Isaac Bashevis Singer Tauben gefüttert hatte und wo ich nun meine eigenen *Schatten über dem Hudson* verfolgen konnte.

Doch es gelang mir nie, den Traum von New York mit der Wirklichkeit zu versöhnen. Er war immer zu gewaltig, vor allem nach seiner Verwirklichung, und ganz besonders, als er einen bitteren Beigeschmack anzunehmen begann, als er sich in ein Monster verwandelte, dessen Erhalt ungeheure Kraft kostete, das mich verschluckte und ausspie. Und so blieb mir nur, endlose Stunden in der Warteschlange vor der Duane-Read-Drugstore-Kette zu verbringen, in Gesellschaft anderer Verlorener. Als Kind war ich gebannt gewesen vom Big Apple, von seiner Magie. Als Erwachsener sah ich nur die Taschenspielertricks, die Kniffe und Finessen. Vielleicht hatte sich der Schwur mit den Jahren abgenutzt. Vielleicht war es zu spät. Vielleicht hätte ich den Traum auf Eis legen und mir damit bewahren sollen.

*

Wenn ich Gribouilles *poil*, sein dunkles Fell, nicht kräftig genug oder an der falschen Stelle strigle, stupst er mich mit dem Kopf an, um mir zu zeigen, wo es der Pflege bedarf. Er benutzt den Kopf, um mit mir zu kommunizieren, seinen großen braunen Kopf. Dieser wiegt schwer

und Gribouille liebt es, wenn ich ihn mit meinen Schultern stütze, ihm die Last abnehme. Unsere Köpfe befinden sich so nah beisammen, dass ich beinahe das Gefühl habe, die Welt mit seinen Augen zu betrachten. Nach einer Weile löst er sich dann von mir und manchmal stupst er mich abermals an, einfach so, weil es ihm Spaß macht. Er bohrt mir den Kopf in den Bauch, versetzt mir einen sanften, wissenden Rippenstoß, einen kleinen harmlosen Nasenstüber. Seine Miene verrät nicht das Geringste: sie ist verschlossen. Seine Augen gleichen zwei schwarzen Trüffeln, tief in einem Gestrüpp vergraben. Schwer, sie auszuloten, sie auszuspionieren. Bei dem Versuch, in ihre Tiefen vorzudringen, würde man sich in ihrer Unermesslichkeit verlieren ...

Bevor ich in die Auvergne kam, hatte ich meine Zelte in einer anderen Region Frankreichs aufgeschlagen, wo ich die Bekanntschaft einer braunen Promenadenmischung machte, die ebenfalls auf den Namen Gribouille hörte. Der Hund gehörte dem Bäcker, einem Landbäcker, der seine Brotlaibe in einem Holzofen buk, wie es der *Savo-yard*-Tradition entsprach. Gribouille saß immer draußen vor dem Laden, der kaum mehr als eine alte Werkstatt war, ein *atelier*. Er bellte jeden an, der sich näherte. Aber es war ein freundliches Bellen, ein aufgeregtes Bellen. Niemand fühlte sich davon je bedroht. Ich freute mich jedes Mal, Gribouille zu sehen, und die Freude war ganz seinerseits. Er hatte eine sonderbare Art, einen zu begrüßen: Er packte das Handgelenk mit den Zähnen, als wollte er zu-beißen, und man stand wie angewurzelt da, den Arm in seinem Maul. Doch seine Zähne hinterließen nur schwache Abdrücke.

Er fügte niemandem auch nur einen Kratzer zu, un-erklärlicherweise. Das Zupacken erfolgte spielerisch und mit unvergleichlichem Geschick. Er folgte mir auf Schritt und Tritt. Wir machten endlos lange Spaziergänge zusammen, streiften vergnügt durch weitläufige Wiesen und morastige Felder und später brachte ich ihn mit dem Auto zurück. Eines Tages wartete er geduldig, bis ich den Wagen unter einem Schneehaufen ausgegraben hatte. Er sah gespannt zu, denn er

freute sich auf die Fahrt. Er sprang auf den Rücksitz, wo er dann hoch aufgerichtet und hechelnd thronte und in die Weltgeschichte blickte wie ein Aristokrat mit Chauffeur. Als ich meine Zelte dort abbrach, war ich zu traurig, um meinem Freund Gribouille *Adieu* zu sagen. Und dann lernte ich einen anderen Gribouille kennen, seinen Seelenverwandten, der mit seinem Kopf sprechen kann und mich auf einer anderen Reise begleitet, einer anderen Zukunft entgegen, auf einem Weg, der sich durch Zufall ergab ...

Die erste Begegnung mit dem Esel Gribouille war un-gewöhnlich dramatisch und faszinierend gewesen. Eine Herde Esel stürmte auf uns zu: freudig, triumphierend und im Galopp – sie können tatsächlich galoppieren! Und sie schrien aus voller Kehle! Aber der Schrei galt nicht mir, sondern ihrem Besitzer, Jean, einem jovialen Mann Mitte fünfzig, der mit seinem Bart, seiner flatternden Mähne und der Nickelbrille eher intellektuell wirkte. Jean sprach mit Leidenschaft und Begeisterung über Esel, die er über alles liebte. Wir waren gemeinsam etwa eineinhalb Kilometer aus dem mittelalterlichen Stadtkern von Allègre hinausgefahren und hatten an einem Feld gehalten, das wie ausgestorben wirkte. Nicht lange. Kaum hatte er den Wagen geparkt, drang auch schon Eselsgeschrei aus dem Unterholz und hallte über die Wiesen. Dann folgte das un-gestüme Rennen: Sie wussten irgendwie, dass Jean kam, noch bevor er richtig angekommen war.

Jean züchtet und vermietet seine Tiere; er organisiert seit mehr als einem Jahrzehnt Wanderungen mit Eseln, *randonnées avec un âne*, seit er und seine Frau Anne-Marie ihr Unternehmen *Âne-en-Auvergne* – »Esel in der Auvergne« – ins Leben gerufen haben, das wenig abwirft und sehr arbeitsintensiv ist. Er selbst verliebte sich vor langer Zeit in die grauen Vierbeiner, als er eine Wanderung durch Frankreich plante. Damals arbeitete er noch als Zimmermann in Genf. Bei einem Unfall hatte er sich eine Rückenverletzung zugezogen und sah sich außerstande, einen schweren Rucksack zu tragen. Irgendjemand empfahl ihm daher, sich einen Esel als Packtier zuzulegen. Er befolgte den Rat und